

sen ernst. Sie ordnen sie aber in den Problemstau einer Gesellschaft ein, die mehr denn je sich auf der Suche nach sich, besser: nach einem Menschen befindet, dem das Leben gelingt. Und letzteres wäre doch weit mehr als ein politisches, nämlich ein pastorales Thema. Darin zeigte sich die alte Herausforderung von Freizeit und Tou-

rismus an die Kirchen nur in einem neuen, etwas bunteren Gewand. *Roman Bleistein SJ*

¹ Kathedralen der Freizeitgesellschaft. Kurzurlaub in Erlebniswelten. Trends, Hintergründe, Auswirkungen. Bensberg: Thomas-Morus-Akademie 1995. 254 S. (Bensberger Protokolle. 83). Kart.

Für eine Kirche, die sich sehen lassen kann

Es ist eine Art pastoraltheologisches Vermächtnis, das Hermann Stenger nicht nur der Fachwelt übergibt, sondern allen, denen an einer Kirche in der Art Jesu, also mit menschlichem Antlitz, liegt¹. Sein langjähriges Arbeiten zeichnet ja enormes Einfühlungsvermögen aus, eine ihm entsprechende behutsame Sprache, eine sorgfältige Art, mit spannungsgeladenen Themen umzugehen, der entschiedene Wunsch nach Transparenz in der eigenen Argumentation, und in all dem eine unerschütterliche kritische Loyalität zur „real-existierenden“ Kirche. Die Verknüpfung zwischen reifem christlichem Glauben und ausgereifter Persönlichkeit wird ebenso spürbar wie jene zwischen Psychologie und Theologie. Gerade deren Verhältnis war ja jahrzehntelang äußerst gespannt und unproduktiv. Eines der Verdienste Stengers ist es, „Pontifex“ gewesen zu sein zwischen der wissenschaftlichen Erkundung des Inneren des Menschen und der Theologie, wobei er selbst diese Brücke noch entschlossener beschreitet als manche Kollegen aus der Psychologie, die eher noch in einer skeptisch-neugierigen Haltung verweilen.

Die Themen, durch welche Stenger in seinen pastoraltheologischen Memoiren (er schreibt auch über seinen eigenen Weg als Seelsorger und Pastoraltheologe unter der Überschrift „Gestaltete Zeit“: 150–162) den Leser führt, sind von kirchenpolitischer Aktualität und pastoraler Dringlichkeit und werden von ihm gebündelt in der Formel von einer „Kirche, die sich sehen lassen kann“. Die großen Themenfelder lauten Kompetenz, Transparenz, Riten und Symbole, Angst und Religion/Kirche. Einige Einsichten Stengers beginnen auch bereits Gemeingut der pastoralen Auseinandersetzungen zu werden. So genügt ihm für Amtsträger in der Kirche (auf allen Ebenen!)

nicht nur die Zuständigkeit; Stenger fordert auch Fähigkeit (Kompetenz), und meint, daß man heute ein Amt nur dann wirkmächtig ausüben kann, wenn beide „Kompetenzen“ vorhanden sind.

Stenger, der seine Ekklesiologie im Gefolge von Lumen gentium sehr stark auf den Begriff des Sakraments und damit des Symbols aufbaut, mahnt eindrucksvoll, daß nur eine transparente Kirche ein durchscheinendes Symbol, auf Gott und seine unverdrossene Liebe hin durchlässig, sein kann. Wird das Symbol „opak“, trüb, intransparent, dann wandelt sich das Symbol zu einem „Diabol“.

Auch Stengers Beitrag zur Ritenkultur ist bedeutsam und für die heftige Diskussion um eine Erneuerung und Vertiefung der Sakramentenkultur in Zeiten des Übergangs von einer kulturgeschützten Volkskirche in eine persongestützte Netzwerkkirche sehr hilfreich. Riten sind immer therapeutisch, so Stenger insbesondere in Auseinandersetzung mit der Ritentheologie von Alfred Lorenzer und anderen seiner Vordenker (wie S. Langer, E. Cassirer, P. Ricoeur). Riten haben zudem eine religiös-numinose Dimension, als Ausdruck für die unausrottbare Begabung des Menschen mit der Fähigkeit zur Transzendenz. Doch unterscheidet Stenger von diesen beiden Dimensionen (der therapeutischen und der religiösen) die ausdrücklich christliche, die nicht nur eine Bewegung der religiösen Transzendenz, sondern der göttlichen Deszendenz zum Vorschein bringt. Keine der drei Dimensionen darf vernachlässigt werden; denn eine Theologie des Heilsbundes ist für Stenger lebensleer, wenn sie nicht auch den Schöpfungsbund sieht. Ebenso ist eine bloße Theologie der Erbschuld gefährlich unvollständig ohne eine Theologie des „Erbheils“.

Unter dem Stichwort der Angst befaßt sich Stenger schließlich unter anderem mit dem Doppelgesicht der Regression, die auch und gerade im religiös-kirchlichen Raum anzutreffen ist. Benigne und maligne Regressionen werden unterschieden. Die eine wird in Übergangskrisen zum Sprungbrett weiteren menschlichen Wachstums, die andere hingegen hält einen Menschen in einer beschädigten Lage fest. In dieser befinden sich nach Stenger nicht zuletzt auch Personen mit einer „ideologischen Persönlichkeitsstruktur“, die aus Angst vor einer Triebüberschwemmung sich hinter rigiden Ordnungen verschanzen und ausweglos intolerant werden, weil sie nur hinter dem Schutzschild der geliehenen Identität überleben können, während die Ausbildung einer eigenen, lebensfrohen und handlungsfähigen Identität nicht gelingt.

Es ist dem Buch Stengers unter jenen, die in der Seelsorge stehen, eine weite Verbreitung zu wünschen. Zu deutlich ist längst geworden, daß Personen ohne ausgereifte Persönlichkeit (ganz gleich in welchem Lebensstand sie leben) ohne ausreichende „Fähigkeitskompetenz“ (ein etwas pleonastisches Wort, das genau übersetzt „Fähigkeitsfähigkeit“ heißt – „Fähigkeit“ allein würde genügen und als Pendant „Zuständigkeit“ statt „Zuständigkeitskompetenz“), ohne Liebe zum eigenen Leben und seiner Entfaltung und ohne „therapeutische“ Grundbegabung (Stenger hat wiederentdeckt, daß therapeuten eines der ältesten Worte für die Tierpflege und die Seelsorge ist) zu einem pastoralen Risiko werden. Davon haben die christlichen Kirchen zur Zeit zu viele. Weniger wäre für die Ausbreitung des Evangeliums und für das Wohl der Menschen besser.

Bleibt dem Rezensenten nur noch eine, wenn gleich kirchenpolitisch nicht unbedeutende Be-

merkung. Es war in meiner Amtszeit als Dekan der Wiener katholisch-theologischen Fakultät, da war von dieser für Hermann Stenger das theologische Ehrendoktorat beschlossen worden. Der Senat der Alma Mater Rudolphina schloß sich dem Antrag der Fakultät an. Die Wiener Kirchenleitung unter Erzbischof Groer wollte aber die kirchliche Erlaubnis nur geben, wenn Hermann Stenger seine Unterschrift unter die Kölner Erklärung widerrufe. Man versteht auf der Grundlage des Buchs und seiner pastoralen Grundoption, wie ungeheuerlich ein solches Ansinnen für Stenger sein mußte. Er hatte nichts anderes getan in seinem Selbstverständnis, als sich gemäß can. 212 um das Wohl der Kirche zu sorgen und dies auch öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Übrigens war auch Alfons Auer in Stengers guter Gesellschaft. Auch ihm wurde das kirchliche Nihil obstat verweigert. Gleichfalls wegen seiner Unterschrift unter die Kölner Erklärung. Um so ungeheuerlicher ist es, daß wenige Monate später Johann B. Metz – auch Kölner Erklärer – von der gleichen Wiener Universität das Ehrendoktorat verliehen worden ist. Eine transparente Kirche, Symbol oder Diabol, Leitungszuständigkeit und Leitungsfähigkeit? Alle Themen, die Hermann Stenger in seinem Buch behandelt hat, bekommen einen neuen Klang. Gut, daß die Würzburger Schwesterfakultät an Hermann Stenger gutmachte, was ihm in Wien in betrüblicher Weise angetan worden war. Solche Ereignisse bilden den Hintergrund für Stengers Hauptthese von einer „Kirche, die sich sehen lassen kann“.

Paul M. Zulehner

¹ Stenger, Hermann: Für eine Kirche, die sich sehen lassen kann. Innsbruck: Tyrolia 1995. 172 S. Kart. 29,-.

Der „Jesuitenstaat“ in Südamerika

Wer über den sog. „Jesuitenstaat“ im (damaligen) Paraguay eine interessante, nicht zu ausführliche, dabei gediegene, wissenschaftlich fundierte, an den Quellen orientierte und auch in der äußeren Aufmachung ansehnliche Darstellung sucht, wird jetzt diese aus der Feder des Mainzer Neuhistorikers Peter Claus Hartmann finden¹. Sie

beansprucht nicht, wissenschaftlich neue Ergebnisse zu liefern. Aber der Verfasser hat sich aus Anlaß des „Quinto Centenario“ 1992 gut in die Literatur und die gedruckten Quellen eingearbeitet und zu einem Gegenstand, dem er spürbare Sympathie entgegenbringt, eine lesenswerte Gesamtdarstellung geliefert. Dabei wird ausgiebig